

Bettina v. Minnigerode

Raben spät verlegen

Roman



Die Personen und die Handlung des Romans sind frei erfunden.
Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden
oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Erste Auflage
April 2022

Kulturmaschinen Verlag
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)
20251 Hamburg

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen
und der Literatur.

Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson
Umschlagabbildung: Johanna Hansen, Hommage an Paul Flora,
»Die Raben von San Marco«
Lektorat: Sven j. Olsson und Michael Kleinherne
Satz: Andrea Deines
Eingestellt bei BoD

978-3-96763-202-6 (kart.)
978-3-96763-203-3 (geb.)
978-3-96763-204-0 (.epub)

»Lügen erscheinen dem Verstand häufig viel einleuchtender und anziehender als die Wahrheit, weil der Lügner den großen Vorteil hat, im voraus zu wissen, was das Publikum hören will«

Hannah Arendt, »Die Lüge in der Politik«, Essay, 1971

Mein Wort

Mein Wort ist mein Wort.
Mein Fühlen.
Mein Denken.
Und auch mein Bewegen.
Es ist Impuls
und Inspiration.
Und es ist Fehler.

Ich lasse es mir
nicht
verbieten,
verbiegen,
verstimmen,
verwässern.
Nicht bleichen,
nicht färben,
nicht schärfen,
nicht beugen.

Mein Wort ist mein Wort,
meine Stimme,
mein Atem,
mein Leben.
Mein Wort –
das bin ich.
Mit der Kraft
und der Schwäche,
die mein ist.

Amina Anja Amelal 2021

*Für M.
und andere liebe Menschen*

Blaue Stunde

In der Dämmerstunde zwischen Nachtschwärze und Sonnenaufgang lauern die Dämonen über der schlafenden Stadt, Herren der Morgenbläue – sie thronen im Gewand riesiger Rabenvögel in den Wipfeln der alten Ahorne und Eichen der Flussauen und krächzen im Chor ihr beharrlich rhythmisches nevermore nevermore nevermore.

Dabei wippen sie mit dem Oberkörper, bei jedem nevermore eine tiefe Verbeugung, erweisen dem Herrn der Morgenbläue ihre Reverenz. Ringsherum herrscht vollkommene Stille, als seien die Singvögel verstummt vor Angststarre angesichts dieses vernehmlichen Rufes, nevermore nevermore nevermore ... in der Schwebe zwischen Nacht und Tag, Traum und Wachzustand, mahnen die Raben.

Memento mori. Vergänglich. Nichts wird bleiben, nichts mehr von Bedeutung sein, woran also festhalten wollen? Die alten Bäume sind schon länger hier als ich, werden nach mir hier stehen und dem Wandel ihre Beharrlichkeit entgegensetzen. Bäume, Papierlieferanten für die Holzverarbeitende Zunft. Auch dies dem Wandel unterworfen, neue, schnelllebige Medien haben ihr den Rang abgelaufen, da klingen die mahnenden Worte des alten Verlegerkönigs wie das nevermore der Raben, Rufe aus der Wüste, ungehört verklungen. Sie hören uns nicht, alter Mann, sie wollen uns nicht mehr zuhören – und lesen, dazu bleibt keine Zeit, keine Muße, keine Geduld.

In der blauen Stunde zwischen Vergangenheit und Zukunft herrscht Ruhe. Ist das alles? Hier und jetzt, das ist das durchdringende nevermore-Gekrächze, die noch nicht Dämmerung, der nicht mehr Regen, der noch schwer von den Blättern tropft,

die dumpfig feuchte Luft, die einen zu kalten Sommermorgen ankündigt, trostlos eigentlich, diese Monate Tiefdruck.

In dieser Zwischenzeit reifen die Ängste, die Sinnlosgedanken, kraft- und mutlos wälzen sich wiederkehrende Grübeleien, verdrängen den Mut, die Tatkraft der Sonnenstunden – nichts fühlt sich machbar an, oder leicht. Alles hat die Schwere und Undurchdringlichkeit einer Nebelwand. Wie von einem dichtgewebten Schleier verhängte Sicht. Kein Durchblick, keine Ziele, die sich lohnten, kein Projekt – alles eitel.

Wir sind nur Produkte der kollektiven Erfahrungen unserer Vorfahren, deren Erlebensweise uns innewohnt, irgendwie, genetisch. Wer weiß.

Wie soll ich entscheiden, was soll ich hier erzählen – es wird doch nur ein Aufguss des längst erkalteten Kaffeesatzes, fad und ohne Aroma. Hier im Park, bei den Raben, gibt es nichts mehr, das von Bedeutung wäre.

Kalle oder der Küchengötze

Mimi öffnet frühmorgens die Kaffeedose, schüttet Bohnen in die Maschine und drückt auf den Knopf. Das Mahlwerk dröhnt, dann zieht Duft von frisch gemahlene Kaffeebohnen durch den Raum. Heißes Wasser blubbert, die Pumpe saugt und mit leisem Plätschern rinnt die braune Flüssigkeit in Mimis Henkeltasse. Sie nippt mit gespitzten Lippen, der erste Schluck schmeckt am besten. Dreht sich zum Tisch um und weiß es schon: ... da ist er wieder. Sitzt auf einem der hinteren Stühle am Küchentisch, blickt sie schweigend an, scheint auf etwas zu warten. Kalle, ihr Küchengötze. Der sich nicht vertreiben lässt, der hier sitzt und schweigt, wann immer sie in die Küche geht: Kalle, ihr Großvater, der 1952 starb. Damals war sie gerade vierzehn Jahre alt. Was tut er hier, warum drängt er sich so hartnäckig in ihr Leben? Warum wird sie ihn nicht los, kann ihn nicht abschütteln? Jeder Versuch, mit ihm zu sprechen, misslingt. Er antwortet nicht auf ihre Fragen, spricht sie nicht an, erzählt ihr nichts. Das ist doch Spökenkiekerelei, dabei ist sie doch ein vernünftiger Mensch, glaubt nicht an sowas. Was weiß sie über ihn? Vielleicht hilft es, alles aufzuschreiben. Mimi greift nach Notizblock und Stift.

An Kalle schieden sich die Geister. Schon als Knabe wurde ihm Bewunderung seiner Mitschüler zuteil, die ihn verehrten ob seiner überragenden Fähigkeiten. Er war der schnellste Läufer der Schule, olympisch qualifiziert, hatte Geist und Charme und vor allem eine große Klappe.

Die war seinen Gegnern besonders verhasst. Rhetorisch war ihm keiner gewachsen, und wen er nicht mit Worten schlagen konnte,

dem polierte er die Schnauze. Im Kreis standen die Mitschüler auf dem Schulhof um Kalle und den jeweiligen Kontrahenten herum und skandierten: Haut se, haut se, immer auf de Schnauze.

Waren die Gegner zuweilen in erdrückender Überzahl, trugen ihn seine langen Beine lässig davon. Kalle, seinen Spitznamen, verdankte er der gegnerischen Horde, die ihn für tyrannisch hielt, für durchtrieben und intrigant. Sie schrieben ihn C-A-L-I in Anlehnung an den tyrannischen römischen Kaiser. Kalle war es recht. Oderint, dum metuant – sollen sie mich doch hassen, solange sie mich fürchten – das war das Motto des römischen Kaisers Caligula gewesen, so hatte es der Lateinlehrer erzählt. Und Kalle fand das einen passenden Wahlspruch. Seinen Taufnamen Carl trug er mit Stolz und Würde, war er doch Zeichen seiner Integration, assimiliert bis in die höchsten Kreise, und noch dazu ein hugenottischer Nachname ... Ihm konnte keiner, das wusste Kalle.

Kalle war der jüngere und angeblich schwerer Erziehbare der beiden Brüder gewesen. Mit zehn Jahren Halbweise, hatte er die väterliche Autorität schnell vergessen und setzte sich mit körperlicher und intellektueller Überlegenheit gegen den älteren Bruder und die resolute Mutter durch.

Auch als Erwachsener scheute Kalle keinen Disput und keinen Ehrenhandel, wusste er doch, dass ihm der Sieg so gut wie sicher war. Dass Duelle längst verboten waren, kümmerte ihn nicht. Unter Offizieren galt ein anderer Ehrenkodex als im Strafgesetzbuch, man nahm solche Händel sportlich, sie galten als »Ehrensache«.

Und Kalles Verhältnis zu Frauen bot so manchen Anlass für Forderungen, die er selbstbewusst entgegennahm. Kalle galt als Weiberheld, den keine Frau übersehen konnte. Er war ein schöner Mann – hochgewachsen, muskulös, mit blitzenden Augen und einem maliziösen Lächeln.

So strahlend ist er Mimi lebenslang im Gedächtnis geblieben. Was aber können all diese Informationen aus zweiter Hand, diese Familienlegenden über seine Kindheit und seinen Charakter wirklich aussagen über ihren Großvater? Mimi legt den Stift auf den Küchentisch, trinkt einen Schluck vom inzwischen kalten

Kaffee und überlegt, ob sie mit dieser Schilderung ihrem Großvater gerecht werden kann. Was weiß sie wirklich über ihn? Sie war noch so jung, als er starb.

Ihre eigenen Erinnerungen zeichnen ein ganz anderes Bild als die tradierten Erzählungen. Hatte er sich doch liebevoll um sie und ihre Geschwister gekümmert in den Kriegsjahren, als der Vater so selten zu Hause und die Mutter so streng und oft traurig war. Berlin und der Großvater, das war der helle Raum gewesen, in dem sie sich als kleines Kind beschützt gefühlt hatte.

Sie war zu jung, um zu begreifen, was um sie herum geschah. Dass die Ehe der Großeltern längst nur noch zum Schein aufrechterhalten wurde, hatte sie nicht geahnt. Über solche Themen wurde nicht gesprochen, schon gar nicht in Gegenwart von Kindern.

Mir ist der Großvater treu geblieben, scherzt sie heute manchmal. Ich war einfach die wichtigste Frau in seinem Leben. Die ihn am meisten geliebt hat. Und von ihm geliebt worden ist. Auf Mimis Nachttisch steht ein silbern gerahmtes Schwarz-Weiß-Foto von Kalle mit der kleinen Mimi auf seinen Knien. Ein gut aussehender Mann um die fünfzig mit einem lächelnden Kind, einander zugewandt. Ein Strahlen in beider Augen. Dieses Foto hat Mimis Leben begleitet. Der Großvater hat sie geliebt, verwöhnt, sich gekümmert. Er war der Segen ihrer Kindertage.

Die Erinnerung. Trügerisch und voller Tücken. Lücken werden geschlossen, Tabus verborgen, Traumata verdrängt. Jahre, in denen Krieg herrschte, in denen die Männer in den Familien oft monatelang abwesend waren. Und abweisend die Mutter, unnahbar und streng. Ständige Ortswechsel, auf der Flucht vor den Bomben. Auf dem Gut in Pommern bei Mutters Freundin. Es gab zu essen, Spielsachen, Kameraden. Aber es war nicht zu Hause. Und dann, eines Tages, der überstürzte Aufbruch. Ohne Erklärungen, ohne richtig auf Wiedersehen zu sagen. Es gab kein Wiedersehen. Die Anderen wurden umgebracht. Alle. Aber das erfuhr sie erst viele Jahre danach.

In den Folgejahren lebte sie mit Mutter und Geschwistern im Haus ihrer Urgroßmutter. Vier Generationen unter einem Dach, es gab wenig zu essen, kaum Holz zum Heizen, Kleidung wurde aus alten Gardinen geschneidert. Die Großmutter war damals fünfzig, auf den Photos sieht sie aus wie eine ausgemergelte alte Frau. Im Wald beim Holzhacken. Das war illegal, aber es musste sein. Lebensmittel wurden nachts jenseits der streng bewachten Grenze ›organisiert‹ – die Frauen banden sich eine Flasche Schnaps zum Tauschen um den abgemagerten Bauch, es fiel nicht auf unter den inzwischen viel zu weiten Rücken. Sie schlugen sich auf Waldwegen auf die ›andere Seite‹, heimlich und immer in Gefahr, entdeckt zu werden. Der Rückweg war noch gefährlicher. Die Flasche war gegen ein Stück Schinken, einen Laib Brot, ein oder zwei Eier eingetauscht worden. Immer die Angst vor den Patrouillen. Was, wenn die Grenzsoldaten sie eingesperrt oder erschossen hätten? Wer hätte dann die Kinder versorgen, für ihre Ernährung schufden können? Die Urgroßmutter war eine kränkliche alte Dame; sie saß den ganzen Tag in ihrem Sessel, las den Kindern Märchen vor oder strich ihnen über die Haare, aber Holz fällen oder Sauerampfer, Brennesseln und Pilze sammeln, das hätte sie nicht mehr geschafft.

Der Krieg war zu Ende, die Frauen und Kinder lebten fern von Berlin und den Trümmern in ihrer ländlichen Idylle, die wohl nur den Kindern idyllisch vorkam. Umgeben von der Liebe der Großmutter und Urgroßmutter fiel die Strenge der Mutter nicht mehr so stark ins Gewicht. Mimis geliebter Großvater war und blieb verschwunden. Der Vater, die beiden Onkel, sie alle ›in Gefangenschaft‹. Mimi stellte sich einen dunklen Kerker vor, wie im Märchen. Großvater Kalle, der Held ihrer Kinderjahre, tauchte ganz selten zu Besuch bei ihnen auf und wenn er wieder wegfuhr, weinte Mimi. Niemand wollte ihr erklären, warum er nicht mehr bei ihnen lebte. Und wohin er ging. Immerhin, zu Festen war er anwesend, Mimi saß dann glücklich strahlend auf seinem Schoß. In dieser Zeit war das Photo entstanden. Beiläufig und zufällig erfuhr Mimi von Kalles jüdischer Herkunft. Nicht mehr.

Sie fand das eigentlich interessant. Erzählte ihren Freunden davon. Und musste erleben, wie sie dafür von ihrer Mutter barsch getadelt wurde. Das, sagte die Mutter, gehe sie gar nichts an. Es sei ihr, der Mutter, persönliches Geheimnis, worüber Mimi tunlichst zu schweigen habe. Warum denn? Was war denn daran schlimm? Warum musste es als Geheimnis behandelt werden? Mimi wunderte sich, erhielt aber keine weiteren Antworten.

Mit achtzehn Jahren hatte Mimi die Gelegenheit bekommen, an einem Austauschprogramm für deutsche Studenten teilzunehmen, die einige Monate in Israel in einem Kibbuz verbringen durften. Endlich raus aus dem Elternhaus. Weit weg. Mimi lernte, auf dem Feld zu arbeiten und nachts in Gemeinschaftsunterkünften auf einem schmalen Stockbett zu schlafen. Sie lernte neue Lieder, ein neues Lebensgefühl kennen. Und Menschen, die unerschütterlich an ihre Ideale glaubten. Hier ging es um mehr als Schutt und Trümmer wegzuräumen, um dann so schnell wie möglich zu vergessen. Mimi kehrte nicht nach Deutschland zurück, machte eine Ausbildung zur Bibliothekarin in Tel Aviv, wurde dort heimisch. Nicht zu Hause. Aber wo wäre das gewesen, zu Hause?

Nicht einmal ihre Sprache bot ihr ein Zuhause. Sie lernte, neue Sprachen perfekt zu sprechen und sich in fremden Kulturen einzuleben. Später ging sie in die USA, studierte dort und blieb ... immer anders als die Menschen um sie herum, denen sie nie erklären konnte, was sie trieb. Immer fort. Es ließ sich nur schwer in Worte fassen. »Mein Leben lang in Zwischen-Räumen, between spaces«, war alles, was sie herausbrachte.

Zwischen Räumen liegt auch ihre Küche, in den letzten Jahrzehnten meist eine offene Insel mit Induktionsherd und Edelstahl-esse darüber. Doch wohin Mimi auch zieht, den Küchengötzen wird sie niemals los. Dieses imaginäre Abbild ihres Großvaters sitzt oder steht schweigend, mit unverwandtem Lächeln, in einer Ecke ihr gegenüber, in jeder Küche. Warum immer in der Küche, niemals in Wohnräumen? Sie begreift es nicht. Hat es mit Ernährung zu tun? Mit diesem Inbegriff von Versorgtsein?

Die Küche war in ihrer Kindheit in den kargen Kriegs- und Nachkriegsjahren der wichtigste Raum gewesen, hier wärmte der angeheizte Herd und es gab wenigstens irgendetwas zu essen. Meistens jedenfalls.

Mimi ist immer schlank gewesen. Das hat sich gehalten bis in ihr hohes Alter. Dabei isst sie gern und kocht mit Leidenschaft, am liebsten exotische Gerichte. Beim Kochen hält sie Zwiesgespräche mit ihrem Küchengötzen. Oder lauscht seinem Schweigen. Je älter sie wird, desto unheimlicher ist ihr seine hartnäckige Präsenz. Nichts kann ihn vertreiben, kein Putzen, keine neuen Möbel, kein Umzug. Nicht einmal Psychotherapie oder Esoterik. Kalle verschwindet einfach nicht.

Zu Beginn der 2000er-Jahre treibt Mimi eine unerklärliche Sehnsucht zurück nach Berlin, in ihre Geburtsstadt. Sie bleibt viele Wochen, besucht mehrfach ihr Geburtshaus, in dem sie ihre Kindheit und Kalle den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. Bis er nach dem Ende des Krieges 1945 in den Westen gezogen war. Raus aus der zerstörten Stadt. Wie auch Mimis Eltern mit ihr und den Geschwistern weggegangen waren aus ihrer Heimatstadt. Niemand blieb, das Haus wurde verkauft. Warum nur?

Mimi sucht viele Orte ihrer Kindheit auf, wundert sich über Veränderungen. Im Bezirk Kreuzberg besichtigt sie das Jüdische Museum. Als Erstes betritt Mimi den sogenannten »Garten des Exils«, ein auf schrägem Grund unter freiem Himmel erbautes Geviert. Aus meterhohen steinernen Stelen wachsen Ölweiden gen Himmel.

Mimi läuft schwankend über den unebenen Boden. Was sind das für Stelen? Woran sollen sie erinnern? Warum schwindelt ihr? Oder sie? Ihre Füße finden keinen sicheren Halt. Im Inneren des zickzackförmigen Gebäudes entdeckt sie eine Reihe von leeren Schächten, sogenannten »voids«, die sich vom Keller bis in den obersten Stock erstrecken. Durch unregelmäßig angeordnete Fenster in den Seitenwänden der Schächte blickt der verwirrte Besucher ins Nichts, nur die kahlen Betonwände

begrenzen die Sicht. Leerstellen, hinterlassen von Holocaust und Vertreibung. Mimi lehnt an einem der Fenster, die den Blick ins Leere freigeben, und starrt unverwandt ins Nichts. Nur die vier Wände des hohlen Schachts sind begreifbar, dazwischen leerer Raum. Vor ihren Augen ihr eigenes Leben zwischen Räumen. In denen sie niemals mehr wirklich zu Hause gewesen ist.

Wieder das Unsagbare in den Zwischen-Räumen. Wo auch Mimi schwebt, ohne zu verstehen. Das Unbegreifliche lässt sich nicht sagen. Wie soll sie es begreifen? Wohin soll sie schauen?

Die Erinnerung an ihre Jugend. Eigene Pläne, im Elternhaus eingengt, Konventionen unterworfen, ihr Freiheitsdrang, Auflehnung. Israel war damals ihre Zuflucht, eröffnete ihr eigene Lebensperspektiven. Kalle war eine liebevolle Erinnerung, nicht mehr. Dann London, USA und das Studium: Geschichte und Archäologie, die Jahre bei Ausgrabungen im Orient und in Südeuropa. Sie wühlte begeistert im Schutt der Geschichte, fühlte sich der Wiege ihrer Kultur am nächsten bei den Grabungen.

Der einzige Schutthaufen, den sie jahrelang unbeachtet ließ, verschwand unter dem bundesdeutschen Butterberg. Mimi war das egal. Deutschland war weit weg.

Dort ging es aufwärts, das Wirtschaftswunder hatte flächendeckenden Wohlstand gebracht. Um die Vergangenheit kümmerte sich niemand. Noch nicht. Als die 68er auf den Straßen protestierten, berichtete Mimis Familie wenig über die politischen Verhältnisse im Land. Man blickte nach vorn und lebte ganz kommod wie die Maden im Speck. Wer interessierte sich damals für den Staatsanwalt Fritz Bauer in Frankfurt und die Auschwitz-Prozesse? Wer wollte das noch hören?

Mimi liest und lernt manches, auch über die deutsche Geschichte. Besonders bewundert sie Hannah Arendt, liest alle ihre Bücher. Der Gedanke, dass »das sogenannte Böse« nicht eine dämonische Kraft, sondern eine banale Eigenschaft vieler sein könne, beschäftigt Mimi lange. Aber ihre Distanz bleibt unangefochten. Was hat das alles mit ihr zu tun? Für Spekulationen kein Platz. Schließlich ist sie Wissenschaftlerin.

Je weniger sie sich ihren eigenen unbeantworteten Fragen und Ungereimtheiten stellt, desto hartnäckiger taucht der Küchengötze bei ihr auf. Er bleibt. Aber er spricht nicht mit ihr, gibt keine Erklärung.

»Einer wie Kalle lässt sich eben nicht vertreiben – nicht aus meiner Küche, nicht aus seiner Heimat«, versucht Mimi sich einzureden. Aber was war der Preis für sein Bleiben gewesen? Als Jude in Deutschland. Ohne sich verstecken zu müssen?

Mimi steht im Holocaust-Turm des Jüdischen Museums, einem düsteren, unbeheizten leeren Turm. Sie ist allein. Wieder das Unsagbare in den Zwischen-Räumen. Wo auch sie schwebt, ohne zu verstehen. *It was my tribe, we did this*, denkt sie angewidert. *But who did what?*

Plötzlich sieht sie Kalles Gesicht vor sich, ganz deutlich. Was hatte er damit zu tun? Keine Antwort. Das Unsägliche bleibt ungesagt.

Mimi in Berlin

Den Abend dieses Tages verbrachte Mimi bei ihrer Cousine Gabriele v. Instetten und deren Ehemann. Instetten hatte gekocht, weil Gabriele mal wieder den Einkauf und die Zeit vergessen hatte. Dabei war sie es gewesen, die Mimi zum Essen einlud. Gabriele mochte keine Familientreffen, aber die seltene Gelegenheit, ihre ältere Cousine aus Amerika zu sehen, wollte sie nicht verstreichen lassen. Die beiden Frauen trennen mehr als zwanzig Jahre Altersunterschied, sie kannten einander kaum. Zwei unterschiedliche Leben. Kaum waren sie einander öfter begegnet als bei Hochzeiten oder Beerdigungen im Familienkreis. Und natürlich zum runden Geburtstag der gemeinsamen Großmutter. Davon gibt es Photos.

Gabriele erinnert sich auch an Mimis Hochzeit. Wunderschön war die Braut gewesen, erwachsen, elegant. Gabriele selbst ein kleines Mädchen. Sie hatte mehr Gemeinsamkeiten mit der gleichaltrigen Felicitas, Mimis jüngster Schwester. Die beiden kleinen Mädchen trugen Körbchen mit Rosenköpfen am Arm, durften die duftenden bunten Blätter auf den Weg zum Standesamt streuen, damit die Füße der Braut über einen Rosenteppich schritten. Gabriele und Felicitas trugen weiße Kleidchen und Blumenkränze im Haar. Sie durften zum Blumenstreuen vor dem Brautpaar her gehen und fühlten sich wie Prinzessinnen. Damals hatten sie nichts anderes wahrgenommen als die Freude an ihrer eigenen Bedeutung, einer ungewohnten Aufmerksamkeit, die ihnen zuteil wurde.

An diesem Abend in Berlin fällt Gabriele wieder ein, wie beeindruckt sie bei der Hochzeit ihrer Cousine gewesen war.

Elegant hatte sie ausgesehen, wie eine Königin. Der Ehemann ein hochgewachsener, attraktiver Mann im Smoking, den das kleine Mädchen heimlich anschnauzte. Wie ein Filmschauspieler sah der aus.

Erst jetzt fragt Gabriele sich, ob dieser Weg zum Standesamt die eigentliche Hochzeit gewesen war. Mimi hatte ein geblümtes Seidenkleid getragen, keinen Schleier und kein richtiges Brautkleid, wie es damals üblich war. Im Anschluss an den Besuch beim Standesamt hatte sich die Hochzeitsgesellschaft zu einem Sektempfang in Mimis Elternhaus versammelt mit vielen Gästen, darunter einige, die nur Englisch sprachen, andere, deren Sprache Felicitas und Gabriele nicht einmal erkannten. Klang irgendwie ungewohnt. Aus Tel Aviv kämen diese Gäste, erklärte Tante Hille. Wo liegt Tel Aviv? Die Kinder kannten es nicht. Gabriele und Felicitas hatten Orangensaft aus Sektgläsern getrunken. Aber sie waren nicht in einer Kirche gewesen. Das war ungewöhnlich, denn kirchliche Hochzeiten waren damals üblich. Mit Hochzeitskutsche und Gottesdienst. So eine richtige Trauung, wie Gabriele es von ihren eigenen älteren Geschwistern kannte.

Mimi wird also den heutigen Abend bei den Instettens verbringen. Sie hat den Tag wohl mit Sightseeing verbracht, vermutlich wird sie müde sein und ein bisschen fußlahm, denn Berlin ist groß und die Wege weit. Was tut sie eigentlich hier? Gabriele, die hier lebt, kann in Berlin kein attraktives Reiseziel entdecken. Eine nach Abgasen und Menschen stinkende Großstadt, in der es immer laut und hektisch zugeht. Zu viele Autos, zu viele Menschen. S- und U-Bahnen oft überfüllt, selten sauber. Aber Mimi verbringt hier einige Wochen. Was tut sie den ganzen Tag? Von einem Museum zum anderen rennen? Gabriele kann sich erholsamere Urlaube vorstellen.

Gabrieles und Mimi kennen einander nur flüchtig von wenigen Familientreffen. Mimi war ein Kriegskind gewesen, Gabriele ein Kind der 1960er Jahre. Zwanzig Jahre trennen die Beiden. Eine Generation. Und vor allem unterschiedliche Erfahrungen. Mimi hat den von der ganzen Familie bewunderten Großvater

Kalle noch gekannt. Sie sei, so berichtet sie später stolz, stets sein Lieblingsenkelkind gewesen. Gabi ist ein bisschen neidisch.

Instetten ruft ungeduldig aus der Küche. »Sag mal, wenn ich schon für deine Familie den Koch spielen muss, könntest du wenigstens den Tisch decken!«

Schweigen, überall – auch im Hause Instetten

Symbicort – was ist das denn? Ein Medikament gegen den Herzschmerz? Gegen den unregelmäßigen Puls? Eine interessante Marke – vermutlich zusammengesetzt aus Symbiose, griech. Zusammenleben und Cors lat. Herz ... also ein Mittel gegen den Herzschmerz, der durch das Zusammenleben entsteht? Ach nein, es ist ja nur ein Asthmaspray, gegen die Kurzatmigkeit. Auch gut. Es soll helfen gegen das, was mir den Atem verschlägt. Was mich nach Luft schnappen lässt ...

Warum soll ich das verwenden? Habe ich das nötig, nur weil mir immer wieder mal die Luft wegbleibt? Gibt es nicht andere, wirksamere Gegenmittel? Zum Beispiel, dieses unerträgliche Zusammenleben mit Gabriele endlich zu beenden? Das hätte bei mir wahrscheinlich eine wesentlich heilsamere Wirkung!

Mein Arzt hat mir dieses Mittel verschrieben, mich gedrängt, damit meine Symptome zu bekämpfen, diesen quälenden Zuständen ein Ende zu bereiten. Aber hat er sich jemals gefragt, warum ich eigentlich keine Luft mehr bekomme, oder warum mich das Herz so schmerzt? Begreift er eigentlich nicht, was mein Problem ist?

Na gut, zugegeben, ich bin ganz schön kurzatmig geworden beim Treppensteigen, muss immer wieder stehenbleiben, um Luft zu holen. Und lange Spaziergänge finde ich auch ziemlich anstrengend, vor allem, wenn man sich dabei auch noch unterhalten soll. Früher war das etwas ganz anderes: mit dem Hund bin ich täglich gelaufen, stundenlang durch den Wald. Die kleine Runde jeden Abend, und die große am Wochenende. Wir hatten unsere Ruhe, da wollte keiner mit mir reden! Und wenn ich

dann abends wirklich mal Lust hatte auf Unterhaltung, dann bin ich eben ins Netz gegangen. Im Internet ist täglich was los. Das reicht mir doch völlig als Unterhaltung. Und es hat den großen Vorteil, dass ich jederzeit abschalten kann, den Bildschirm aus, und basta. Meine virtuellen Gesprächspartner können mich nicht mit Kommunikationsbedarf nerven, wenn ich keine Lust zum Reden habe. Das ist weitaus angenehmer als die ewigen Tiraden meiner Frau! Gabriele redet und redet auf mich ein, ob ich nun zuhören will oder nicht. Und sie merkt gar nicht, dass sie immer Monologe hält, und ich gar nicht antworte. Ich glaube, die will gar keine Antworten hören, sie will gar nicht wissen, was ich denke. Nach mir fragt die doch eh nicht, die kreist doch nur um sich selbst.

Nach mir fragt doch eigentlich sowieso keiner. Mein ganzes Leben lang nicht. Das war schon immer so. Ist ja auch ganz in Ordnung. Wer nichts von mir will, rückt mir nicht auf den Pelz oder kommt mir zu nahe. Bei Tieren ist das etwas ganz anderes. Aber ein Tier habe ich ja nun nicht mehr ...

Wir hatten es schön zusammen, mein Hund und ich. Das war ein einfaches, genügsames Leben. Keiner wollte was von mir, ich wollte nichts von den anderen, und es war gut so. Das hätte noch ewig so weiter gehen können. Hätte ich doch bloß nicht geheiratet, dann würde mir niemand in den Ohren liegen und ständig auf mich einquatschen. Immer muss diese Frau irgendwas besprechen! Und wenn sie mal nicht auf mich einredet, dann spielt sie wieder Klavier ... Schubertlieder ... Ich gehe dann immer ziemlich schnell. An meinen Computer. Soll sie doch ihre Lieder spielen, aber nicht mit mir!

Oh Gott, ich kann heute keine Schubert-Lieder mehr ertragen, nicht einmal von den besten Interpreten. Ist auch irgendwie aus der Mode gekommen, oder? Wer hört heute schon noch Schubertlieder?

Damals, als ich klein war, hat Mutti immer Schubertlieder gespielt und gesungen. Sie sang so schön. Und wäre so gern

Sängerin geworden, das war ihr Traum. Aber daraus ist nichts geworden. Stattdessen war sie todunglücklich und ist viel zu früh gestorben. Das war kein Leben für sie. Die Mutti war so unglücklich in dem Elendsviertel in der zerbombten Großstadt, wo sie keinen kannte, in der Wohnung im Erdgeschoss rechts, allein mit uns drei Kindern.

Das war die Nachkriegszeit, ein Elendsviertel, damals wie heute. In dieser Gegend fanden sich alle zusammen, die anderswoher geflohen waren und nun eingepfercht in viel zu engen Wohnungen vegetierten, während außen herum andere Wiederaufbau betrieben, oder Wirtschaftswunder, oder bundesrepublikanische Demokratie.

So wie Vater zum Beispiel, der aus dem Dorf in Thüringen geflohen war, über die Grenze nach Niedersachsen, raus aus der von den Russen besetzten Zone. Dort bezog er mit der Mutti nach einer Ferntrauung, während der er noch in Gefangenschaft saß, eine Jagdhütte im eigenen Wald. Der größte Teil unseres Waldes lag jedoch wegen dieser verfluchten Bodenreform ›drüben‹ in der ›Zone‹ – dort hatte Vater alles zurücklassen müssen, was ihm und seiner Familie seit Jahrhunderten gehört hatte: Haus, Grund, Felder, Wald. Nun war er bettelarm, hatte nichts als seine Axt und kräftige Arme. Mit diesen Mitteln brachte er sich und seine nach neun Monaten um meinen Kopf erweiterte Familie durch. Mitten in der Hungerzeit. Ganz schön wacker, mein Herr Vater.

Die Mutti war so unterernährt, dass ihre Milch nicht reichte. Sie musste den wenigen Schmuck, der ihr geblieben war, Stück für Stück an die Bauern der Umgebung verkaufen gegen ein paar Liter lebensrettende Milch für mich. Und ich war rachitisch, die typische Trichterbrust. Die ist mir geblieben, ebenso wie ein ungutes Gefühl gegenüber »der Zone« und allem, was sich dort befand, in einem Landstrich, der meine Heimat hätte sein sollen.

Aber in dem Jagdhäuschen war es für mich als Kind eigentlich sehr lustig. Ich konnte den ganzen Tag spielen und toben, im Wald, meinem Abenteuerspielplatz, dem Wald, der alles bot,

was ein Kind braucht – man konnte Beeren sammeln und essen, Tiere beobachten, am Bach spielen und, wenn man ganz geduldig war, eine Forelle fangen, aus der Mutti dann eine duftende Köstlichkeit zubereitete, ein Festmahl für unsere kleine Familie, wir teilten das magere Fischlein durch drei Esser, da blieb nicht viel mehr als der köstliche Geschmack ... Aber es war schön, Pilze suchen und manches wilde Tier entdecken, den Fuchs und Damwild, schön glänzende Hirschkäfer, Eichhörnchen, alle nur denkbaren Singvögel, Eichelhäher und Krähen, die sehr bald meine Lieblingsvögel wurden. Ich habe immer wieder beobachtet, wie geschickt die Krähen sich der Schwerkraft bedienen, wenn sie sich Nüsse holten und diese aus großer Höhe auf Steine fallen ließen, damit die Schale zerplatzte.

Meine Spielgefährten waren die Tiere des Waldes, und manchmal auch die Fabeltiere, die ich aus Muttis Geschichten kannte – Kinder in meinem Alter gab es wenige im Dorf in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die jungen Männer waren größtenteils gefallen im Krieg oder noch in Gefangenschaft, die Frauen viel zu jung verwitwet und, wenn sie nicht im Verbund mit ihrer alten Mutter und Großmutter den väterlichen Hof führen mussten, weggezogen in eines der Flüchtlingsquartiere in der nächsten größeren Stadt, denn dort gab es Arbeit für die jungen Frauen, sie durften plötzlich Aufgaben übernehmen, die ihnen in Friedenszeiten von ihren Vätern oder Ehemännern verwehrt worden wären – sie durften, ja sie mussten plötzlich selbständig sein und arbeiten, um die spärlichen Lebensmittelmarken für die alten Mütter und Großmütter und die hungernenden Kinder oder kleinen Geschwister zu besorgen. Diese mageren Jahre, in denen Trümmerfrauen die zerbombten Großstädte wieder aufbauten und wackere, tapfere Frauen jeden Alters das Leben organisierten für sich selbst und die Alten und Jungen der eigenen Familie, die überlebt hatten, diese Jahre sollten später, als mit dem Wirtschaftswunder längst die Fettlebe Einzug in Deutschland gehalten hatte, von dieser Frauengeneration verklärt und immer wieder als »die besten Jahre meines Lebens« beschrieben werden ...

Worüber die Alten nie mit uns sprachen, diese wackere Frauengeneration und ihre überlebenden Männer, waren die Kriegs- und Vorkriegszeit, und ihre eigene Verstrickung in die Verbrechen. Die Eltern gehörten zu einer Generation, die das Schweigen kultivierte und das Schweigen an ihre Kinder weitergab. Wir mochten keine Fragen stellen, auch wir hatten keine Lust, viel zu reden, nicht über die Eltern, nicht über uns selbst.

In diesen mageren Jahren lebte unsere Familie in der ehemaligen Jagdhütte im Wald ein beinahe idyllisches Leben. Zu essen gab es, was Wald und Wiesen hergaben, und das war mehr, als es in den zerbombten Städten auf die raren Lebensmittelkarten zu kaufen gab. Hier war auch die sogenannte grüne Grenze, über die man nächtliche Ausflüge in die jeweils andere Zone unternehmen konnte zum Tauschhandel. Zigaretten oder selbstgebrannter Schnaps oder die wenigen Schmuckstücke, die gerettet worden waren bei der Flucht, wurden eingetauscht gegen Lebensmittel. Nachts, wenn ich im Jagdhaus im Wald in meinem Kinderbettchen lag, hörten wir oft die Schritte der Grenzgänger. »Der Russe« – das war synonym für ein irgendwie bedrückendes Ungeheuer. Beim Spielen habe ich mich mal ins Klohäuschen gerettet, weil Schritte zu hören waren, bestiefelte Schritte auf dem Waldboden: »das ist der Russe, jetzt kommt der Russe und bringt uns um ...«. »Der Russe« – darunter konnte ich mir nichts vorstellen, außer es war irgendwie ein schreckliches, bedrohliches Ungeheuer ...

Wenn es gar nichts mehr zu essen gab, dann mussten mein Vater und ich Jagd auf die geliebten Krähenvögel machen, denn die konnte man, mit viel Mühe und sehr langer Kochzeit, notdürftig zu einer wenig schmackhaften Mahlzeit verarbeiten. Oder es gab »Dachhasen« – das waren geschlachtete Katzen, die nach Abziehen der Haut als Braten eine gewisse Ähnlichkeit mit Hasen aufwiesen, denen das Fell über die Ohren gezogen worden war.

Trotz all der Not erinnere ich mich an eine schöne, unbeschwertere Kindheit.

Für mich waren auch die späteren Jahre in der zerbombten Großstadt eigentlich ein großes Abenteuer, ich konnte mit anderen Kindern endlos in den Trümmern spielen: einmal fanden wir sogar auf einem verlassenen Grundstück eine Luger, die mussten wir leider an die Väter übergeben, weil wir blöd genug gewesen waren, sie ihnen zu zeigen ...

Mutti war über den Umzug vom Dorf in die zerbombte Großstadt nicht glücklich gewesen. Vater musste in der benachbarten Stadt Geld verdienen und übernachtete dort während der Woche. Mutti blieb allein mit uns Kindern in der viel zu engen Mietwohnung, wo sie ihr karges Dasein ohne hinreichendes Haushaltsgeld fristen musste, für sie waren diese Jahre wohl die Hölle. Erst die Jugend im Krieg, und dann die Hungerzeit. Schrecklich.

Ich hatte neue Freiheiten. Nach den Hausaufgaben ging ich hinaus zum Spielen. Bei dem Mietshaus nebenan gab es leerstehende Garagen, dort konnten wir Kinder für 10 Pfennige einen richtigen Traumroller mit Gummireifen mieten, der war mein Schönstes. Mit dem Roller über den Bürgersteig rasen, dabei konnte ich meinen Gedanken nachhängen und träumen.

Träumen von der großen weiten Welt, die ich erobern wollte, jetzt gleich in Form von den nächsten beiden Straßen auf meinem Roller, soviel Freiheit, bis zur Ecke und zurück, soweit reichte meine Welt ... aber nicht meine Phantasie, die reichte bis in viel weiter entfernte Gefilde, da träumte ich mich hin, und da hab ich es im Leben auch hingebracht ... Das stand schon in der Kindheit fest: nie wieder Elendsviertel, nie wieder eine Etagenwohnung mit stinkendem Spülstein, nie wieder einen leeren Kühlschrank ...

Mutti fühlte sich allein, von Gott und der Welt verlassen, in dieser scheußlichen Gegend, mit der Kneipe nebenan, wo sich Abend für Abend die Männer prügelten.

Allein mit den drei Kindern, die sie kaum ernähren konnte; allein mit ihrem unerfüllten Traum von der Sängerrinnen-Karriere, mit dem ungeliebten Mann, der sich immer weiter entfernte von